

Quellenmaterial wie auch als berührendes Lesebuch zur österreichisch-jüdischen Geschichte von Bedeutung ist. Sein Vorbild war die von der heute in Hamburg lehrenden Sozialhistorikerin Monika Richarz 1976 bis 1982 herausgegebene dreibändige Anthologie „Jüdisches Leben in Deutschland“. Das Buch ist geographisch gegliedert und beinhaltet Lebensgeschichten aus Galizien, der Bukowina, Mähren, Böhmen, den Alpenländern und Wien aus dem Zeitraum 1848 bis 1918. Lichtblau, der mit vielen österreichischen Juden auch Interviews führte, stellte die Texte sowohl in seiner ausführlichen und persönlichen Einleitung als auch in den einzelnen Kommentaren in ihren jeweiligen Kontext. Einige der noch nie zuvor veröffentlichten Memoiren, wie etwa von dem Wiener Oberrabbiner Moritz Güdemann oder von dem Zionisten und Anthroposophen Ernst Müller, sind so bedeutend, daß ihre spätere Publikation in Buchform sehr wünschenswert wäre.

Die Erinnerungen von Else Bergmann, Antoinette von Kahler und Gertrude Urzidil sind allein wegen der Familien und der Persönlichkeit der Autorinnen auch literatur- und kulturgeschichtlich wichtige und lesenswerte Dokumente. Bei dem Czernowitzer Lehrer Milo Tyndel, der Czernowitzer und später Wiener Kommunistin Prive Friedjung und dem früheren Direktor des New Yorker Leo-Baeck-Instituts Fred Grubel hat Lichtblau leider nicht erwähnt, daß deren Erinnerungen inzwischen bereits auch als Bücher publiziert wurden, obwohl er Friedjungs Memoiren selbst bei Böhlau herausgegeben hat.

Evelyn Adunka

Jonathan Magonet/Walter Homolka (Hg.), **Seder hat-tefillôt**. Das jüdische Gebetbuch. Hebräisch-Deutsch. Aus dem Hebräischen von Annette Böckler. 2 Bde. Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 1997. 632 und 736 Seiten.

Dieses neue Gebetbuch basiert auf den „Forms of Prayer“ der englischen Reformbewegung (1977-1995). Der erste Band enthält die Gebete für Schabbat, Wochentage und Pilgerfeste sowie für besondere Tage und Gelegenheiten. Der zweite Band ist den Hohen Feiertagen reserviert. Das hier vorgelegte Gebetbuch dürfte dem Anspruch, *das* jüdische Gebetbuch zu sein, freilich kaum genügen. Die Schwierigkeit scheint mir schon im ersten Absatz des Vorworts zum ersten Band (11) zu liegen: „Sie [die Liturgie einer bestimmten Gemeinde] ... schließt andere aus, die sich dieser bestimmten Gemeinde oder dieser bestimmten Form des Gottesdienstes nicht anschließen können.“ Hier scheint die heute so viel diskutierte Dialektik von Ausgrenzung und Eingren-

zung auf. Als ob jemals jemand einer Synagoge verwiesen worden wäre, weil er, aus einer anderen Tradition kommend, dem betreffenden Gottesdienst nicht folgen konnte! Woran es vielmehr zu fehlen scheint, ist die Bereitschaft des einzelnen, sich in eine Tradition einzufügen, wozu auch ein Stilgefühl gehört. Ein konkretes Beispiel ist im vorliegenden Fall die Einführung zweier Dichtungen aus dem sefardischen Bereich in der Liturgie der Hohen Feiertage; kennen aschkenasische Gemeinden die entsprechenden Melodien, ohne die diese Dichtungen sehr viel von ihrer atmosphärischen Wirkung verlieren müßten? Kann man sich einen Chorsatz von Lewandowski in einer sefardischen Synagoge mit ihrem völlig anderen Raumgefühl vorstellen? War die Liturgiereform zunächst rein ästhetischer Art (wie sie es in Frankreich und Italien auch geblieben ist), bekam sie in Deutschland bald auch ideologischen Charakter. Manche der wichtigsten Themen, an denen die Reform Anstoß nahm, nennt Magonet im Vorwort (12). So findet man im neuen Gebetbuch das Andenken an die Schoa und den israelischen Unabhängigkeitstag (das Gebet für den Staat Israel ist stark verändert), auch das in der früheren Reform umstrittene Purimfest, nichts aber zum Neunten Aw, dem Gedenktag der Tempelzerstörungen, der auch die Erinnerung an die Kreuzzüge und die Talmudverbrennung umfaßt. So ist denn auch die Bitte um Rückkehr nach Jerusalem im Achtzehngebet in der Übersetzung umgebogen worden. Da sieht sich der Rezensent veranlaßt, in Erinnerung zu rufen, worauf sich jüdische memoria bezieht: Schöpfung, Väter, Exodus, Sinai und Jerusalem; diese Aufzählung ist abschließend. Niemand weiß, wie lange noch der Schoa liturgisch gedacht werden wird (wer feiert die Vertreibung aus Spanien oder die Vernichtung der polnisch-ukrainischen Juden 1648/49?). Wenn man die Grunderinnerung an Jerusalem streicht, versinkt die Erinnerung an die Schoa ganz gewiß in noch kürzerer Zeit.

Daß heutige jüdische Frauen sich nicht gerne ausgrenzen lassen, ist gut verständlich; darum schlagen die Herausgeber eine alternative Fassung der ersten Eulogie des Achtzehngebets vor. Sehr stark ist die universalistische Tendenz dieses Gebetbuches. Nun gibt es ja eine hinreichende Menge biblischer Belege dafür. Wäre es gerade in der heutigen Zeit des Universalismus (Globalisierung genannt) nicht angebracht, sich auch des Partikularen zu erinnern, ohne welches das Universale zum undefinierbaren Formlosen würde und seine Bewohner zur Heimatlosigkeit verdammt? Freilich findet man dann doch in der Havdala die Unterscheidung zwischen Israel und den Völkern. Daß das Gebetbuch mit dem Freitagabend beginnt, dürfte einer weit über die Reformbewegung hinaus verbreiteten Praxis entsprechen, sollte aber doch nicht nor-

mativ werden. Im Morgengebet der Wochentage finden sich dann erstaunlich „altmodische“ Gebete, zu sprechen, „wenn“ Tallith und Thefillin gelegt werden. Heißt hier „wenn“: „an Tagen, an denen ...“ oder heißt es: „sofern man sich dazu versteht ...“?

Echte Liberalität herrscht in der Auswahl der fakultativen Meditationstexte, die auch orthodoxen Autoren entnommen sind. Diese Anreicherung mag von vielen begrüßt werden, birgt jedoch die Gefahr, daß die feste, für eine ganz bestimmte Gemeinde charakteristische Liturgie zu einem nach Gefühl und Wellenschlag zu leitenden Happening wird. Damit kann die Liturgie aber weder Heimat schaffen, noch – ein wenn auch reduziertes – Heimatgefühl geben. Die Übersetzung liest sich leicht und angenehm: Gutes Deutsch, das sowohl hohe Poesie als auch die Umgangssprache zu meiden weiß. Der Unterschied zwischen Du und Er in den Eulogien ist verwischt (in der Tat eine Schwierigkeit); was auf S. 289 des zweiten Bandes steht, ist keine Übersetzung des Kol Nidre (seit wann heißt *jerazu* „sie mögen eilen“?), und woher der Zusatz II 375 kommt, bleibt schleierhaft. Die Übersetzung eines Satzes von Rabbi Nachman (II 254 f. unten) ist eine glatte Verfälschung, und die Bezeichnung des Ba'al Schem Tov als „Besitzer eines guten Namens“ zeugt von erheblicher Ignoranz. *Ruach haq-qadosch*, „der Geist Gottes“, ist biblisch nicht belegt und rabbinisch höchst unwahrscheinlich; soll hier eine neue theologische Kategorie geschaffen werden?

Im Ganzen haben wir ein interessantes, gut lesbares und vom Verlag sauber und handlich gestaltetes Zeitzeugnis vor uns, das manchen Gemeinden dienlich sein wird, einen Anspruch auf Allgemeingültigkeit jedoch nicht erheben sollte. Simon Lauer

Brigitte Pimpl, **Zu zayn a Mensch – Mensch sein.** Die Geschichte einer Frau. Labhard-Verlag GmbH, Konstanz 1999. 77 Seiten, 11 Abb. Zu beziehen über Maus Druck + Medien GmbH, Konstanz.

Die pensionierte, Ivrit sprechende Lehrerin Brigitte Pimpl, Jerusalem, arbeitet ehrenamtlich im Archiv der Gedenkstätte Yad Vashem. Dort hatte sie die Auschwitz-Überlebende Sarah Ehrenhalt kennengelernt und zur Freundin gewonnen. „Eigentlich bin ich ja wohl am Leben geblieben, lebendiges Zeugnis abzulegen gegen das Vergessen“, sagt Sarah Ehrenhalt. Und so ist sie immer wieder unterwegs, hält Vorträge, holt die Bilder heraus aus dem Erinnerungsschacht: in den Schulen, vor Soldaten, Studenten und Reisegruppen. Sie